

Wirbelstürme in Ostasien.

Eine häufige Naturerscheinung im Gebiet des chinesisch-japanischen Meeres. — Windsysteme. — Noch keine sichere Erklärungsweise über die Entstehung der Taifune vorhanden. — Sturmesgewalten.

Gelegentlich des gewaltigen Taifuns, der am 28. Juli die Hafenstadt Hongkong an der chinesischen Küste heimgelacht hat, driften einige nähere Angaben über diese in den asiatischen Ozeanen so häufige Naturerscheinung nicht ohne Interesse herein.

Das den Namen Taifun (auch Thajun, Tyfoon, Tefun, Teifun geschrieben) selbst betrifft, so wird er allgemein dem chinesischen Worte: tai, tai — groß, jung (sun) — Wind, also großer Wind, Sturm, Orkan. In der Meteorologie bezeichnet man mit Taifun die Jylone oder Wirbelstürme im chinesisch-japanischen Meer. Sie nehmen gewöhnlich eine ostwärts bis südwestwärts gerichtete Richtung an. Im japanischen Meer bezeichnet das fortwährende Zentrum oft eine förmliche Karabel.

Ueber die Entstehung der Taifune wie überhaupt aller Wirbelstürme hat man nur Annahmen. Der Verlauf, den diese Stürme nehmen, ist folgender: Ein sich rasch drehender Wirbel bildet das Zentrum, das sich in einer bestimmten Richtung vorwärts bewegt. Der Durchmesser dieses Wirbelkörpers beträgt oft mehrere hundert Seemeilen; der Kern, also das Zentrum, hat normalerweise 15 bis 30 Meilen Durchmesser. Die Luftmassen nämlich, die sich dem Zentrum des Sturmes nähern, werden infolge der Reibung durch die immer nachfolgende Zentrifugalkraft von der Mitte abgelenkt und ziehen sich während des Kreislaufs um den Mittelpunkt in die Höhe. Diese mittlere Gegend der absoluten Wirbelstürme wird in der Meteorologie das Auge des Sturmes genannt. Der Sturm ist am Rande des Auges am heftigsten, am äußeren Umkreise aber schwächer. Die Drehung des Wirbelkörpers ist an gewisse Gezeiten gebunden, und zwar dreht er sich auf der nördlichen Halbkugel verkehrt, wie der Zeiger einer Uhr, auf der südlichen jedoch in der Richtung des Uhrzeigers.

Die Kenntnis der Gezeiten dieser gewaltigen Stürme ermöglicht es, den verhängenden Nähe des Zentrums bei Zeiten auszuweichen, wenn Seeraum vorhanden ist. Die Windstärke des Zentrums ist wegen der von allen Seiten getriebenen und aufgetriebenen Wogen pyramidalen See für die Festigkeit und Sicherheit der Schiffe fast ebenso gefährlich, wie der Umkreis des entsetzlichen wütenden Elementes. Was bereits angebeutet, hat man für die Entstehung der Taifune noch keine sichere Erklärungsweise, sondern nur Hypothesen. Nach Beobachtungen, die man in Indien angestellt, entstehen diese Jylone regelmäßig, wenn die Luft sehr feucht und warm ist und in einem sogenannten Windstillengebiet liegt, das zwei verschiedene Windsysteme trennt. Bei dem regelmäßigen Gang des Barometers in den Tropen ist jedes auffällige Sinken des Luftdrucks ein Warnungszeichen, das die Nähe eines Wirbelsturmes verkündet. Als Vorboten eines solchen gelten außer Barometerfall noch: schnelle Luft, eine eigentümliche zitternde bis tupperhafte Farbe des Himmels, sehr lang gezogene Wellen, Wellenbänke mit Blüten, zwei bis drei Tage vorher.

Nach den Wirkungen dieser Stürme zu urteilen, erreicht in ihnen die Windgeschwindigkeit mehr als 150 Fuß in der Sekunde. Am 20. Oktober 1882 ging ein Jylon über Manila, das das Barometer in 1 1/2 Stunden von 745 auf 728 Millimeter fiel und das Anemometer (Windmesser) eine Windgeschwindigkeit von 165 Fuß pro Sekunde registrierte, worauf es durch eine vom Sturm losgerissene Palme zerbrochen wurde. Bei dem Jylon zu Apia (Samoa) am 6. April 1860 wurden sogar 887 Millimeter Druck beobachtet. Dies sind die niedrigsten an der Meeresoberfläche gemessenen Luftdrücke. Die Verheerungen, die diese Wirbelstürme sowohl zur See als auf dem Lande anrichten, sind ganz erschreckend: Bäume werden entlaubt, getrennt oder entwurzelt, Gebäude umgestürzt, die ganze Vegetation wie vom Feuer weggeblasen. Bei dem Jylon gegen die Küsten steigen die Wogen über die Klüften-Niederungen und können noch viel schlimmere, verheerende Ueberschwemmungen verursachen, als der eigentliche Wellenbruch im Jylon. So brachen z. B. durch den Jylon von Kallutia am 6. Oktober 1864 Sturmfluten von zwanzig Fuß Höhe über das Land herein und brachten 48,000 Menschen den Tod; im November 1876 kamen durch einen Jylon, der im Rindungsbereich des Ganges wüthete, in wenigen Stunden 100,000 Menschen ums Leben und noch mehr — 125,000 — starben später an Hunger und Cholera.

Besonders häufig wird Hongkong, der „gute Hafen“, von verheerenden Taifunen heimgesucht; furchtbar war der am 22. August 1874. Gegen 9 Uhr Abends brach der Sturm los und steigerte sich zu ungläublicher Heftigkeit. Er heulte und raste über die Stadt, und wenn färrere Winde über den Hafen zogen, so klang es wie Mustelienfeuer mit Kanonaden unterbrochen. Eine große Menge von Schiffen kenterte und wurde von Ostwinden zertrümmert, und alle im Hafen liegenden größeren Fahrzeuge erlitten sehr bedeutenden Schaden. Ein großer Theil der Kanoniere, die aus großen Quaden mit Parten Eisenverbindungen bestanden, wurden gerissen, Steine von mehreren Tonnen Gewicht lanbenwärts getrieben. Das Wasser stieg 5 Fuß über den höchsten Stand der Fluth und, um das Unglück voll zu machen, kam zu dem Zeitpunkt ein heftiger Regen, der die Erdeben und Feuerbrunst hinzugab. In der Nacht der damals in Hongkong allem umwohnenden Götterwesen belief sich auf weit über 2000.

In Matao, dessen Hafen nicht so gut geschützt ist wie der von Hongkong, waren die Zerstörungen durch den Taifun noch größer. Die See ging aus herordentlich hoch, im inneren Hafen rissen die Vertiefungen der zahlreichen Quaden, welche zertrümmert. Eine besonders hohe Welle überfluthete den ganzen Ort, wodurch die Kanoniere und Hunderte von Häusern zerstört wurden. Dahier gleichfalls ein Brand ausgebrochen, waren die gängigsten Bewohner vor die Alternative gestellt, entweder durch Wasser, Feuer oder herumschweifende Krümmen umzukommen. Neben Hunderten von Häusern war auch die Kathedrale ein Raub der Flammen geworden. Ein Schiff, der „Prinzipal Dan Carlos“, war durch die Sturmfluth zwölf Meilen landeinwärts getrieben und blieb auf einem Maifelde ohne Hoffnung auf Rettung festhängen. Das neue Fort vor von der See förmlich hinweggespült und die neuen Wpfindigen Artilleriekanonen auf bedeutende Strecken fortgetragen worden. Die nächst Matao liegenden Dörfer waren vollständig weggeschwemmt, wodurch über 2000 Menschen das Leben verloren. Der Verlust in Matao allein betrug über 6000 Personen.

Ein überaus schrecklicher Taifun verheerte Hongkong am 18. September 1896. Nachstehende Angaben über die verheerenden Wirkungen dieses gewaltigen Taifuns entstammen der Feder eines Augenzeugen, eines Missionars, der am 26. September auf einer Reise nach dem Norden Chinas in Hongkong landete. Er berichtet:

„Was ich hier zugetragen, spottet jeder Beschreibung. Dichte Finsternis lagerte sich um 10 Uhr Vormittags über Stadt und Hafen. Der Wind saugte um die Thürme der katholischen Kathedrale und riss ein großes Stück des festen Deckes mit sich. Bäume wurden im botanischen Garten aus dem Boden gerissen und flogen durch die Luft. Die Ufer der Stadt sind umfäumt mit Ruinen von Häusern. Die Zimmer von zahlreichen chinesischen Diskanteln und Schiffen sind an verschiedenen Stellen aufgeschüttelt, wie zu einem Scheiterhaufen, auf dem das Fischegeruch der armen Klüftenbewohner geoffert wurde. Die großen prächtigen Hafenanlagen mit ihren massigen Landungsbrücken sind wie gerissen und zertrümmert. Ein Franzose, der neben mir und erzählt mir während der kurzen Uebersicht die erlebten Schrecknisse. Wir streifen hart an einem Schornstein vorbei, dessen Feuerherd in den Tiefen Meeresfluthen liegt. Dort in diesem kleinen Dampfer liegt der Franzose, sind noch 400 Leigen. So viele chinesische Küllis waren gerade unter dem Taifun kam und sie ertränkte.“

Weitere Angaben eines anderen Augenzeugen vervollständigen das Bild der Zerstörung: „Welch ein Anblick bietet sich dem Auge dar! Mächtige Bäume, eine Herde der Anlagen, liegen entwurzelt auf dem Boden oder starrten, entgliederten Riesen gleich, herabstürzend gegen den Himmel. Reste von einem Fuß Durchmesser hängen zerfetzt an den Bäumen herunter. An anderen Stellen hatten Bäume einen Theil der Umfassungsmauer mit sich gerissen. In der Nähe des Blate Bier ragte am Morgen noch das riesengroße Mattenhäus des neuen Postgebäudes stolz in die Höhe; einige Stunden später war es dem Erdboden gleichgemacht. Glaslaternen und Telegraphenstangen hatten sich getrennt wie weiches Wachs. Die aus gewaltigen Granitblöcken zusammengefügte Prava war eine unermessliche Masse von Schutt und Steinen. Eisenbahnschienen wurden aus ihren Lagern herausgerissen und zur Seite geworfen, als ob sie Streichhölzer gewesen. Ueber tausend im Hafen liegende Diskanteln wurden ein Raub der Elemente und die Zahl der ertrunkenen Chinesen dürfte an die 10,000 betragen. Die Zahl der gesunkenen großen Dampfer beträgt 9 und die der gestrandeten und schwer beschädigten 46. Das ist eine gewaltige Ziffer, verstanden mit der Zahl der bei früheren Orkanen beschädigten Dampfer.“

Vorstehendes mag einen ungefähren Begriff von den schrecklichen Wirkungen eines Taifuns bei Hongkong geben, dem wiederum eine Anzahl

größerer Dampfer und an die 2000 Menschenleben zum Opfer gefallen sind.

Merkwürdige Sinnesäußerungen.

Die Täuschungen, denen wir bei unseren Wahrnehmungen durch die Sinne unterworfen sind, bilden eines der interessantesten Kapitel der Psychologie. Am marantesten sind dabei die Täuschungen des Gesichtsinnes, der uns im allgemeinen die klarsten Einblicke von der Außenwelt zu vermitteln scheint, und man hat gerade für sie eine große Fülle von Beispielen zusammen gestellt, deren genaue Erklärung eine viel erweiterte Streitfrage unter den modernen Psychologen ist.

Neben den Schabspielchen, die jedem Psychologen geläufig sind, führt Dr. Andrew Wilson eine Reihe von weniger bekannten Fällen aus dem praktischen Leben an, von denen wir einige hier wiedergeben wollen. Es ist bekannt, daß sich durch verschiedene Kombinationen von Linien die merkwürdigsten Sinnesäußerungen herbeizurufen lassen. Wenn eine gerade Linie genau halbt und die eine Hälfte durch eine Reihe von Punkten weitergetheilt wird, während die andere Hälfte frei bleibt, so erhält man unbedeutend den Eindruck, daß die getheilte Hälfte der Linie länger ist als die ungetheilte. Bildet man drei gleiche Gebiete, indem man das eine Mal eine Reihe von waagrecht Linien, das zweite Mal eine Reihe von senkrechten Linien und das dritte Mal nur die Umrisslinien des Gebietes zieht, so wird man von dem am senkrechtsten Linien gebildeten Gebiet den Eindruck gewinnen, daß es das breiteste ist, von dem am waagrechtsten Linien, daß es das höchste ist, während das leere Quadrat als kleinstes erscheint.

Die unbenutzte Anwendung solcher Erfahrungen besorgen wir bei unserer Kleidung. Man wird finden, daß kleine und starke Personen mit Vorliebe Stoffe mit waagrecht oder wenigstens schrägen Streifen tragen; sie erscheinen dadurch höher, während sie bei weitem mit senkrechten Linien nur noch breiter erscheinen würden als sie es sind. Daß überhaupt die Einbildung von der Größe eines Menschen ganz relativ ist, erkennt man sehr deutlich, wenn ein großer Mensch neben einem kleinen zusammengeht; der Kontrast macht den ersten noch viel größer erscheinen, als er in Wirklichkeit ist. So sucht man auch die bekannte Thatsache, daß der Mond uns größer erscheint, wenn er dem Horizont nahe steht, als wenn er im Zenith über uns ist, dadurch zu erklären, daß er im Gegenlicht zu den Bäumen oder anderen nahen Gegenständen, mit denen wir ihn in Vergleich setzen, größer erscheint, während es bei höherem Stande an einem Vergleichsobjekt fehlt. Die erscheinende Ferne oder Nähe von Gegenständen wird durch die Umstände, unter denen wir sehen, sehr stark beeinflusst.

Durch einen Nebel sieht ein Mensch von gemöhnlicher Größe riesenhaltig aus; er ist anscheinend weiter entfernt als in Wirklichkeit, so daß wir unbedeutend seine scheinbare Größe mit seiner natürlichen Gestalt, wenn er uns nahe ist, vergleichen. Aus demselben Grunde halten wir einen Hügel an einem nebligen Morgen für einen hohen Berg, während umgekehrt bei sehr klarer Luft die Höhe bedeutend abzunehmen erscheint. Der Hügel erscheint uns dann näher, als er es in Wirklichkeit ist, und so wird unser Urtheil irreführend. Eine ganz merkwürdige Sinnesäußerung ist es, daß die Augen eines Porträts dem Betrachter zu folgen scheinen, von welcher Richtung aus er das Bild auch betrachte. Das ist eine Illusion; das Bild ist natürlich auf einer geraden Fläche gemalt und bietet dem Auge des Betrachters nur eine Vorderansicht. Das Auge einer wirklichen Person ist gerichtet; wenn wir uns nach der Seite hin zu ihr fortbewegen, sehen wir nur noch die Seite des Augapfels und nicht mehr so viel von der Pupille wie von vorn. Bei der Betrachtung des Bildes sehen wir dagegen von jedem Standpunkte aus alle Theile des Auges, und in unserm Gehirn entsteht aus dieser scheinbaren Vorderansicht die Illusion des sich bewegenden Auges.

Manche Sinnesäußerungen sind auch abhängig von physikalischen Gesetzen und Bedingungen, deren Wirkungen wir erst durch unsere Urtheile verbessern müssen. Ein zur Hälfte in klarem Wasser gestecktes Glas oder ein Ruder sehen so aus, als ob sie gebogen wären, was lediglich durch die Ablenkung der Lichtstrahlen bewirkt wird. Sehr leicht find unsere Sinne bei sich bewegenden Gegenständen Täuschungen ausgelegt. Wohl jeder hat dies bereits beobachtet, während er in einem Zuge saß. Fährt man in einem schnellen Zuge, so hat man oft den Eindruck, daß die Telegraphenstangen und andere Gegenstände einem in schneller Bewegung nachzögen. Fährt ein Zug neben uns in derselben Richtung, mit fast gleicher Geschwindigkeit und überholt uns dann langsam, so scheint er sehr langsam zu fahren, auch wenn es ein dahinzufahrendes

Schnellzug ist. Fährt ein Zug, der neben unserem stand, anfänglich zu bewegen, so haben wir oft die Illusion, daß es unser Zug ist, der abfährt. Sehen wir vom Dach eines fahrenden Dampfers unweit von uns auf dem Meer, so entwickelt sich in uns langsam das Gefühl, daß nur Wellen sich in entgegengekehrter Richtung zum Kurs des Dampfers bewegen und dieser selbst ganz still liegt.

Die Vollstreckung der Todesstrafe.

So lange in unseren modernen Rechtsstaaten die Todesstrafe eingeführt ist, so lange hat es nicht an Stimmen gefehlt, die die gewaltthätige Tödtung eines Menschen durch die staatliche Gewalt als unmoralisch, mit den Sagenen des Christenthums in unvereinbarem Widerspruch stehend, bezeichnen. In verschiedenen Ländern sind diese Stimmen auch durchgedrungen, und an die Stelle der Todesstrafe ist die lebenslängliche Freiheitsstrafe getreten. In Italien sind die Hinrichtungen nicht mehr vollzogen worden, seit im November 1888 der Senat das neue Strafgesetz, das der Todesstrafe keinen Raum mehr gewährt, mit 101 gegen 33 Stimmen angenommen hat. Auch in Belgien finden keine Hinrichtungen mehr statt, wenn gleich die Todesstrafe dort gesetzlich noch nicht aufgehoben ist. Thatsächlich ist dies jedoch der Fall; denn zum letzten Male ist im Jahre 1865 die Todesstrafe vollstreckt worden. In Belgien Nachbarn, Holland, in dagegen die Todesstrafe auch gesetzlich abgeschafft, ebenso in der Schweiz, in Portugal und Rumänien, sowie in einigen nordamerikanischen Freistaaten. Zu den letzteren gehört aber nicht der Staat New York. Hier ist, wie in mehreren anderen Staaten, allerdings das früher übliche gemessene Hinrichtungsverfahren durch den Strang aufgehoben worden, gleichzeitig aber die Vollstreckung der Todesstrafe durch Elektricität zur Einführung gelangt.

Alle diese Hinrichtungen sind, soweit bei der Vollstreckung der Todesstrafe überhaupt davon die Rede sein kann, durch das humane Verfahren, den Delinquenten möglichst schmerzlos in ein besseres oder schlechteres Jenseits zu befördern, hervorgerufen. So abscheulich die Hinrichtungen auch jetzt noch sind, so sind sie doch eine gewaltige Verbesserung den früheren Zuständen gegenüber, wo die Hinrichtungen in der grausamsten Weise vollzogen wurden, und die noch nicht so lange hinter uns liegen, wie mancher denkt.

Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Folter und die verhängte Todesstrafe durch Märdern, Verbrennen usw. noch in manchen civilisirten Ländern in Gebrauch. In Preußen wurde die Folter allerdings schon beim Regierungsantritt Friedrich des Großen abgeschafft, in manchen deutschen Staaten blieb sie aber in Kraft bis über das Ende des 18. Jahrhunderts hinaus.

Man betrachtet in der civilisirten Welt als schlimmsten Theil der Todesstrafe heute nicht die Tödtung an sich, sondern die Todesangst, der der Verurtheilte vom Tage der Urtheilssprechung bis zum Tage der Hinrichtung unterworfen ist. Die letzten Augenblicke hat man ihm deshalb auch möglichst zu erleichtern gesucht.

In England, Rußland, Oesterreich-Ungarn und der Türkei wird die Todesstrafe durch den Strang vollstreckt. Die Erdbeule durch Bruch der Halswirbel, das sogenannte Carotiecut, ist nur in Spanien gebräuchlich. Das Schaffot ist dort mit einem starken Stahl versehen, an dem rechtswärtig ein Halbesisen angebracht ist. Der Henger setzt den mit einem Büchsenband versehenen Verurtheilten auf einen Stahl und legt ihm das Eisen um den Hals, das dann von hinten her durch Schrauben zugezogen wird. Die Hinrichtung findet öffentlich statt.

Die Todesstrafe durch Enthaupten findet man in Frankreich, Deutschland, Schweden und Norwegen. Während in Frankreich die Vollstreckung der Strafe durch die Guillotine, das Fallbeil, stattfindet, ist es in Deutschland die Einzelregimenten überlassen, ob sie das Beil oder die Guillotine zur Anwendung bringen wollen. Wie in Preußen, so kommt auch in Schweden und Norwegen ausschließlich das Beil zur Anwendung. Als militärische Todesstrafe ist die Strafe durch Erschießen üblich. Ueber die Zulässigkeit der Todesstrafe an sich soll hier nicht geurtheilt werden.

Doppelsinnig.

Erster Schriftsteller: „Alle Beiträge bekomme ich von der Redaktion zurück. Ich weiß nicht, warum meine Worte nicht gehen wollen.“ Zweiter Schriftsteller: „Sie werden wohl zu faul sein.“

Fremdkörper im menschlichen Auge.

Keine Stadt leidet so sehr unter der Staubentwicklung, wie New York, und außer den Organen der Atmungswerkzeuge sind es vorwiegend die Augen, welche darunter leiden. Wie oft kann man den Ausruf hören: „Mir ist etwas ins Auge geflogen!“ Gewöhnlich handelt es sich um kleine Sandpartikelchen, Kieselstücken, Cigarrenasche, Pflanzentheile und ähnliches. Es dürfte interessiren, zu erfahren, was ein bekannter Fachmann über die Behandlung solcher Unfälle, die sich häufig zu sehr bedauerlichen Erkrankungen erweitern haben mittheilt.

Belangt irgend ein solches Theilchen ins Auge, so fängt man unwillkürlich an, das Auge zu reiben, in der Hoffnung, es auf diese Weise zu entfernen. Gewöhnlich werden aber die Schmerzen durch die Reibung noch größer. Es liegt dies daran, daß das Fremdkörperchen sich entweder in die oberflächlichen Schichten der Hornhaut eingeklebt, oder daß es sich unter dem oberen Auglider festgeklemmt hat. Nun ist die Hornhaut ein sehr empfindliches Theil des Auges, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man versucht, dieselbe mit der Fingerspitze zu berühren. Es wird dieses für gewöhnlich nicht gelingen, da das Auge darauf fast reagirt und sofort geschlossen wird. Die Ursache dieser großen Empfindlichkeit liegt in dem Nerveneintritt von der Hornhaut. Ist dieselbe nun durch den eingedrungenen Fremdkörper verletzt, so liegen die feinen Nervenenden jetzt bloß und werden bei jeder Ueberbung geirritirt und gereizt, so daß dadurch immer wieder von neuem heftige Schmerzen entstehen. Ist der Fremdkörper unter das obere Lid gerathen, so sehr häufig vorkommt, so verurtheilt es dort nur wenig oder gar keine Schmerzen, so lange das Auge ruhig geschlossen gehalten wird. Sollte man aber das Auge öffnen und schließt, sehen die Schmerzen ein; der Fremdkörper wird dann nämlich bei jedem Lidschlag über die Hornhaut hingeführt und dieselbe auf diese Weise ganz zerkratzt. Namentlich wenn es sich um spitze Partikelchen, wie Stein- und Kohlenpulver, handelt, selbst die Hornhaut ganz beträchtlich darunter, wenn diese Fremdkörper nicht möglichst bald entfernt werden.

Es kommt auch manchmal vor, daß ein Fremdkörper, der ins Auge geflogen ist, dort nur eine geringe Verletzung hervorruft und dann durch die Thränenflüssigkeit schnell wieder herausgespült wird. Diese geringe Verletzung ruft dieselbe Empfindung und denselben Schmerz hervor, als wenn der Fremdkörper noch im Auge wäre. Daher kommt es denn auch, daß die Patienten, denen man eben ein solches Partikelchen oder sonst etwas aus dem Auge entfernt hat, noch geraume Zeit hinüber die Empfindung haben, als ob noch etwas im Auge vorhanden sei. In Wirklichkeit ist aber alles entfernt, und nur die kleine Verletzung stellt die Gefühlsläufung hervor.

Namentlich häufig bei Metallarbeitern kommt es vor, daß beim Sägmern des Eisens kleine Eisenpartikelchen in Form von Funken wegsprützen. Günstig kommen auch Verletzungen mit Glas, Holz, Scherenspitzen, Lammennadeln, Naagewirgen, Tinte etc. vor. Ueber diese kleinen Verletzungen haben das gemeinsam, daß sie bei sachgemäßer und schneller Behandlung auch schnell heilen und keinen dauernden Schaden für das Auge und für das Sehevermögen hinterlassen — allerdings nur mit einer Einschränkung. Es darf keine Tränenadererkrankung vorhanden sein. Die unglücklichste Hornhautentzündung kann sich in ein börsartiges Geschwür verandern, sobald dieses Leiden vorhanden ist. Eine starke Tränenabsonderung auf einem Auge ist immer sehr verdächtig, ist das Auge aber immer voll Eiter, der sich besonders ansammelt, wenn man mit dem Finger gegen den inneren Lidwinkel drückt, so läßt man fortwährend in Gefahr, bei der geringsten Verletzung sein Auge zu verlieren. Der aus dem erkrankten Tränenadler herauswühlende Eiter enthält eine große Anzahl besonders giftiger Bakterien, die sofort die heftigsten Hornhautentzündungen hervorrufen, wenn sie in eine noch so kleine Verletzung eintreten.

Hier gilt es aber, besonders rasch den eingedrungenen Fremdkörper zu entfernen. Auf welche Weise geschieht dies nun? So ohne weiteres kann man denselben nicht fortbringen, selbst wenn man ihn deutlich auf der Hornhaut oder der weißen Bindehaut des Augapfels sieht, denn das Auge ist viel zu empfindlich. Der Versuch würde die bei der leisesten Berührung, sei es mit Instrument oder mit der Hand, die Lid sofort energisch zusammenziehen und mit seinen Händen die heftige Hand mit sich stoßen, so daß es unmöglich wäre, etwas auszuräumen. Um dieses zu vermeiden, muß man das Auge vorher unempfindlich machen. Dieses geschieht dadurch, daß man in dasselbe einige Tropfen Kokainlösung einträufelt. Das Kokain ist ein Alkaloid, das

aus den Blättern des Kokostrauches in Peru und Bolivien gewonnen wird. Liegt der Fremdkörper nicht in der Lidspalte; sondern ist er unter das obere Lid gerathen, so darf er nicht gesehen werden kann, so muß man, um ihn zu Gesicht zu bringen und davon zu entfernen, vorher das obere Lid umdrehen. Zu diesem Zweck fordert man den Kranken auf, scharf nach unten auf seine Hände zu blicken; dadurch wird das obere Lid in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, was sonst nicht der Fall ist. Man legt dann den Zeigefinger der linken Hand auf das Lid, so daß der Finger einen leichten Druck mit dem Hing etwas abgehobenen Lidrand — nicht die Wimpern — zwischen Zeigefinger und Daumen und dreht nun in geschickter Weise das Augenlid um. Diese ganze Prozedur läßt sich schneller ausführen als beschrieben und ist, auf geschickte Weise ausgeführt, für den Patienten mit keinerlei Unbequemlichkeiten verbunden.

Man hört merkwürdigerweise oft von Leuten, bei denen diese Prozedur vorgenommen worden ist, die Ansicht vorzusprechen, der Arzt hätte ihnen das Auge herausgenommen, den Fremdkörper entfernt und dann das Auge wieder eingesetzt. Das ist natürlich ganz unmöglich, denn das gesunde Auge liegt fest in der Augenhöhle und ist mit derselben und dem Gehirn durch seine Nerven und Blutgefäße usw. fest verbunden. Nur wenn man alle diese Organe durchschneidet, kann man das Auge aus seiner Höhle entfernen; dann ist es aber blind geworden und kann auch nicht wieder eingesetzt werden. Dieser Volks glaube, ein gesundes Auge herauszunehmen und wieder einsetzen zu können, ist übrigens unrichtig; man schiebt diese Kunst schon der alten Geheimgesellschaft der Effizer zu.

Beachtet als unter dem oberen Lid den Fremdkörper hervorzuheben, gelingt es, wenn dieser hinter dem anderen Lid liegt. Man braucht dann nur dieses etwas vom Augapfel abzugreifen und sieht man dort den Fremdkörper liegen. Gewöhnlich wird er aber von dieser Stelle schon durch die Thränenflüssigkeit von selbst herausgespült.

Zu warnen ist auch vor der Anwendung der oft so beliebten Volksheilmittel. So erweisen sich zum Beispiel die sogenannten Krebsaugen beim Rolle einer großen Beliebtheit zur Entfernung von Fremdkörpern aus den Augen. Es sind diese lächerlichen Kalkfontanelle aus den Augen der Krebs, welche zwischen Lid und Augapfel gebracht und dann über die Hornhaut hingehoben werden, in der Hoffnung, auf diese Weise den Fremdkörper mechanisch mitzunehmen. Die gewöhnliche Folge aber ist, daß zu dem einen Fremdkörper noch ein zweiter hinzukommt, der das Auge erst recht reizt und oft chronische Entzündungen hervorruft kann. In Oesterreich-Schlesien bringt das Volk anstatt der Krebssteine ein bis zwei Leinwandstücke unter die Augenlider; in Thüringen pflegt man das andere Auge zu reiben; in Schlesien drückt man das Auge zu, trammelt mit dem Fuß und spuckt aus. In Bayern fällt man den Altem an und spuckt dreimal über den entgegengesetzten Arm; in Schwaben sieht man auf den entgegengesetzten Fuß; im siedenbürgischen Sachsen freigeht man mit den Fingern das andere Auge auf und ahmt das Niesen nach, und in Böhmen verfuhr man es mit der Anrufung der Jungfrau Maria. Fällt nämlich dort Jemanden etwas ins Auge und er kann es nicht herausbringen, so geht er zu einem Wache und zieht sich mit der linken Hand an der Augenbraue, springt dreimal über den Bach und spricht bei jedem Sprünge:

„Als ich um den Bach ging, fiel mir etwas ins Auge, Wer bringt es mir heraus? Die Jungfrau Maria!“

Man darf sich nicht verwundern mit den „oldtimerischen“ Zuweilen gegen die „Kaiserengans“, die früher in Mail regelmäßig mit dem Waagenstein im Kaiserengang auf und ab spazierten und die aus- und einrückenden „Wahlgänge“, „Regimentsparaden“, ebenfalls in Mail, der kein großes Vergnügen zu tunnen schien, als voller Würde neben dem Major oder Hauptmann aufzuziehen, die Parade abzugeben oder wohl gar, höchst eigenartig die Schritte voran, jeder eine Kompanie dem Herrn Oberst vorzuführen. Das sind ein paar Beispiele, welche die Vertheile einzelner, in jenen Verleth mit Menschen leuender Vögel für ausfindigenden Militär beweisen.

In neuerer Zeit sind zwei Fälle beobachtet worden, in denen eine größere Anzahl frei lebender Vögel ganz unter sich nicht etwa Soldat gespielt, sondern höchst ernsthaft ganz militärisch aussehende Truppenbewegungen ausgeführt hat. Bei dem ersten, sehr blutig verlaufenen Fall handelt es sich um ein Stöckchen, dem zweiten um Trappen.

Der Kampf ums Dasein in der geaderten Welt.

Von H. Radestod.

Man darf sich nicht verwundern mit den „oldtimerischen“ Zuweilen gegen die „Kaiserengans“, die früher in Mail regelmäßig mit dem Waagenstein im Kaiserengang auf und ab spazierten und die aus- und einrückenden „Wahlgänge“, „Regimentsparaden“, ebenfalls in Mail, der kein großes Vergnügen zu tunnen schien, als voller Würde neben dem Major oder Hauptmann aufzuziehen, die Parade abzugeben oder wohl gar, höchst eigenartig die Schritte voran, jeder eine Kompanie dem Herrn Oberst vorzuführen. Das sind ein paar Beispiele, welche die Vertheile einzelner, in jenen Verleth mit Menschen leuender Vögel für ausfindigenden Militär beweisen.

In neuerer Zeit sind zwei Fälle beobachtet worden, in denen eine größere Anzahl frei lebender Vögel ganz unter sich nicht etwa Soldat gespielt, sondern höchst ernsthaft ganz militärisch aussehende Truppenbewegungen ausgeführt hat. Bei dem ersten, sehr blutig verlaufenen Fall handelt es sich um ein Stöckchen, dem zweiten um Trappen.

Bekanntlich kommt die gefesselte Storchschnäbe einer bestimmten Gegend, reichlich mit Wasser versehen, gelegentlich in die Nähe vor dem Aufbruch nach dem Südpol abgelegener Stelle zusammen, zur Steuerung und Festhaltung der Richtung ihrer einzelnen Mitglieder.

Wie es dabei zugeht, aus der Nähe zu beobachten, ist natürlich dem Menschen höchst selten beschieden. A. Deleostri in Wilmersdorf bei Berlin gehört zu diesen vom Glück Begünstigten. In seiner Heimath an der Baltischen Bären den ansehenden eine ganze Reihe von Jahren beobachteten die der Zusammenkünfte zugehörigen und nach einigen gescheiterten Versuchen früherer Jahre traf er es endlich auch richtig mit der Zeit. Unt verfiel in einem Elterngehrup inmitten der Kontrollversammlungs-Wiese, als und hörte er nach zweiündigem Warten, wie die schwarzweißgrünen Abtheile von allen Seiten rauschend und klappend heranflohen.

Bald standen sie in einer langen geraden Reihe gleich einer Kompanie Soldaten. Wie auf Befehl verthummelte die laute Unterhaltung, denn ein sehr ehmüthig aussehender Storch, der sichtlich von allen, begann die Reihe abzuschreiten. Wie ein strenger Feldwebel mußerte er jeden einzelnen Storchsoldaten vom Kopf bis zu den Füßen. Nicht weniger als siebenmal hatte er zu beanstanden. Er hat das sehr ausdrucksvoll, indem er dem armen Sünder mit seinem langen Schnabel trüffig auf die Brust tippte. Die so Ausgeranzten, lauter kräftlich oder schwach aussehende junge Thiere, traten aus der Front.

Endlich war der Herr Feldwebel fertig, stellte sich mitten vor die Versammlung und klapperte kurz wie zum Befehl mit dem Schnabel. Sofort traten, ebenfalls kurz und heftig klappend, die sechs ersten Störche der langen Reihe, sehr kräftige Thiere, gemessen also die Unteroffiziere, zu ihrem Feldwebel. Jetzt allgemeine aufmerksamkeitsvolle Stille. Die „Chargierten“ schreiteten stramm militärisch auf die Reihe, wie sich nun herausstellte, durch unheimlich schnelles Kriegesgeräusch zum Tode Verurtheilte zu, ließen dicht vor ihnen stehen und bohrten ihnen gleichseitig, wie auf Kommando, die dolchschärfen, tobbringenden Schnäbel tief in die Brust.

Gleich darauf kommt wieder Leben in die Reihe, wie erstarrte Gesellschaft. Die entsetzliche Kontrollversammlung ist zu Ende. Unter obem bedauerndem Klappen schwingt sich einer nach dem anderen in die Höhe, und die weite Reihe nach Afrika, zu der man nur gesunde, die anderen nicht auffallende Störche gebrauchen kann, wird angetreten.

Lange nicht so aufregend, aber fast noch interessanter im „strategischen Sinne ging es im zweiten Falle, bei den Trappen, zu. Am 13. April 1911 standen sich, wie Dr. Erich Hesse beobachtete, bei Ruchhorst im Haselländischen Ludogebiet auf der einen Seite vierundzwanzig, auf der anderen fünf und fünfzig große Trappensoldaten („Dixi tarda L.“) feindsich gegenüber. Die Schoten der Hennen und jungen Thiere vertheilten sich, gleichsam in Reserve stehend, abwartend. Die vierzehn alten Hähne konnten allein den Kampf aus. Sie standen beiderseits ziemlich eng hintereinander, vor der Front und marschirten von Zeit zu Zeit, dann jedesmal allmählich zum Lauffschritt übergehend, aufeinander los. Sobald nun ein Hahn der einen Seite herabtrat und einen von der anderen Seite tödtlich angriff, kam diesem seine Kameraden zu Hilfe. Stählten dies, ähnlich unteren in solche thaligen Vertheilungen heranziehende sowie flüchtigen und Einkesselungsmöglichkeiten ausführenden Heereskörpern, indem sie, sich immer enger aneinander schließend, gegen die betreffenden feindselige Flanke vorrückten. Dadurch der Angriff des einzelnen zum Stillstand brachten und ihn zum Rückzug in die Linie seiner Gefährten zwangen. Dieser Vorgang wiederholte sich je oft, bald von der einen, bald von der anderen Gruppe aus beginnend. Ob vor der richtige zeitliche Stellung kam, der Kampf, wie wir wissen, a recht lange dauerte, und der Beobachter über übrigen den in ihr Geheiß vertheilten Trappen ganz nahe gekommen war, zog es vor, den Schluss nicht abzuwarten.

Ueberschwänglich. Kunde: „Sind die Eier auch wirklich frisch?“

Giechänder: „Madame, wenn Sie sich jetzt an das Telefon stellen und mit meinem Gut verbinden lassen können Sie noch die Hennen, die Eier gelegt haben, hören.“

Faule Zeit. Geschäftsmann: „Gute war ich Auskunftsureau, um mich über ein selbst mal zu erkundigen?“ Frau: „Na, und?“ Geschäftsmann (ironisch): „Gewissen haben sie mich vor mir!“

Aufgeführt. Herr (zu einem Buffetfräulein einem Cafe): „Vertrauen Sie auch Rüsse?“

Fräulein: „Gewiß, mein Herr, Sausbäcker wird Sie sofort be-